



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Correspondenz aus Holland.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

eine hervorragende Rolle spielten und dann endlich eine Petition der Radicalen um Aufhebung des Cultusbudgets hatten diese Frage sowohl den politischen als den kirchlichen Behörden aufgedrängt. Vor dem Großen Rathe liegt sie noch unentschieden. Die Synode dagegen hat in ihrer Herbstsitzung, von dem Gesichtspunkte ausgehend, daß die bestehende kirchliche Organisation nicht mehr genüge, daß aber eine Revision des Kirchengesetzes durch den Großen Rath nicht im Interesse der Kirche liege, die Frage der Trennung vom Staate in Behandlung genommen. Die Versammlung fand, daß die gegenseitige Unabhängigkeit von Kirche und Staat theoretisch der normale Zustand sei, indem Staat und Kirche weder auf den nämlichen Grundlagen ruhen, noch den nämlichen Zweck verfolgen. Auch die materiellen Schwierigkeiten welche sich in der künftigen Verwendung der Kirchengüter, dem Gebrauche der Kirchen und der Pfarrhäuser darbieten, so wie die voraussichtliche Bildung einer Menge von Secten erschienen nicht als genügende Gründe zur Ablehnung einer Trennung. Dennoch glaubte die Synode in der Annahme, daß eine gänzliche Trennung jetzt noch das Publicum zu sehr „erschrecken“ dürfte, ein hinreichendes Motiv zu finden, diese Frage für einstweilen noch zu umgehen und einigte sich in dem einstimmigen Antrag an den gesetzgebenden Großen Rath, derselbe möge beschließen, daß die Kirche auf alle Unterstützung des Staates mit Ausnahme der aus den Kirchengütern hervorgehenden verzichte und dafür das Recht erhalte, sich selbst zu organisiren und zu verwalten. Die Kirche, heißt es in den Motiven, werde zu diesem Ziele gelangen, ohne deshalb zur Secte zu werden, indem sie ihre Thore Jedem öffnen werde, der an den Grundwahrheiten des Evangeliums festhalte.

Correspondenz aus Holland.

Haarlem, Anfangs Januar 1870.

Die dunklen Tage vor Weihnachten sind vorüber und mit ihnen auch die dunklen Augenblicke für unser Ministerium. Am Ende des Jahres, wo die Kammern sich mit der Berathung des Budgets beschäftigen, wird natürlich die Hauptschlacht zwischen der Opposition und der Regierung geschlagen. In diesem Jahre war der Angriff der Conservativen und der übrigen Gegner des liberalen Ministeriums van Bosse-Fock ziemlich schwach und das Budget ist bis jetzt mit beträchtlicher Majorität angenommen worden. Die zweite

Kammer ist erst kurz vor Weihnachten mit den bezüglichen Berathungen fertig geworden, und die erste Kammer kann bei der jetzt noch schwebenden Behandlung das Budget verwerfen, wozu indessen sehr wenig Wahrscheinlichkeit besteht. Die Annahme durch die erste Kammer würde eigentlich gar keine Frage sein, hätte nicht die zweite Kammer einige tausend Gulden für kirchliche Zwecke gestrichen. Diese Streichung hat auf gewisser Seite viel Entrüstung und einige Adressen an die andere Kammer hervorgerufen; der betreffende Posten ist seit dem Jahre 1814 jährlich bewilligt worden und die Kirche glaubte dadurch ein Recht auf diese Gelder erworben zu haben. Es bleibt möglich, daß das Budget des betreffenden Ministers verworfen wird, mehr aber wird in keinem Fall geschehen. Die Sache selbst ist rein öconomischer Natur und deshalb von keiner Bedeutung für den Nichtholländer. Der Gang der Debatten in der zweiten Kammer bot überhaupt wenig Interesse für den Ausländer, da wir, wie seit Jahren, heuer hauptsächlich mit unsern häuslichen Angelegenheiten beschäftigt sind. Nur einzelne Punkte dürften auch weitere Kreise berühren. Zuerst muß ich eines Versuches unserer sog. „Antirevolutionären“ und der Ultramontanen, an dem Zustande unserer neutralen Schule zu rütteln, gedenken. Ein zu diesem Zwecke von Herrn van Wassenaar van Catwyk gestelltes Amendement wurde jedoch mit großer Stimmenmehrheit verworfen. Seit dem verfloffenen Sommer bemerkt man bei den Gegnern unserer Schulgesetze überhaupt nicht mehr die frühere Kühnheit; es scheint, daß sich auch hier bei den Katholiken langsam ein Zwiespalt bildet und daß der Einfluß der Ultramontanen nicht mehr so groß ist, als man nach dem frühern kühnen Auftreten dieser Richtung annehmen mochte. Dem ganzen Angriff fehlte es an Einheit und Energie und es wurde dadurch dem Minister Fock ein leichter Sieg zu Theil.

Bei der Berathung über die Militär- und Marineausgaben kamen natürlicherweise die Beschaffenheit unserer Vertheidigungsmittel und unser Verhältniß zu Preußen wieder zur Sprache. Seit einigen Monaten wurden zahlreiche Adressen an den König gerichtet, in denen man auf Ermäßigung dieser Ausgaben drang.

Zieht man in Betracht, daß unsere Steuern mit einer Steuerlast von sechs und einem halben Gulden pro Kopf auf das Volk drücken, so muß man ein solches Verlangen durchaus gerechtfertigt nennen. Der alte Lieblingspruch: „Wir Holländer sind reich genug!“ ist zur hohlen Phrase geworden, das Volk seufzt unter dem Steuerdruck und dennoch schließt jedes Jahr mit einem Deficit von wenigstens zehn Millionen, das durch die Arbeit der Javanen gedeckt werden muß.

Alter Ruhm ist eine schwer zu tragende Bürde. Wir Holländer können uns noch nicht von der Tradition lössagen, daß wir eine Seemacht seien.

Man kann sich nicht entschließen, auf die Bedeutung zur See zu verzichten und die Wehrkraft auf Vertheidigung der Küsten zu beschränken. Der gute Spießbürger läßt sich nicht nehmen, daß wir eine Flotte zur Vertheidigung unserer Handelsschiffe und Colonien nöthig haben, und vergißt dabei, daß unsere wenigen tüchtigen Schiffe bei einem etwaigen Kampfe mit einer wirklichen Seemacht nicht die geringsten Dienste leisten könnten, da der größte Theil unserer Flotte — nach dem Zeugniß aller Seeofficiere — gradezu unbrauchbar ist. Zu der luxuriösen Gewohnheit, eine Marine besitzen zu wollen, kommt noch die Nothwendigkeit, eine Landarmee unterhalten zu müssen. Wir geben jährlich über 14 Millionen Gulden für unsere Soldaten aus, was mit den Marinegebern 24 Millionen und ein Drittel unseres gesammten gewöhnlichen Budgets macht.

Es läßt sich nicht leugnen, daß wir unter den Militärausgaben noch mehr leiden als andere Nationen; in Preußen steht's damit aber schon deshalb besser, weil man mit seinem Gelde etwas Tüchtiges erzielt, was bei uns leider absolut nicht der Fall ist. Ließt man die Militärdebatten in der zweiten Kammer, die hauptsächlich durch sachverständige Officiere geführt werden, so erhält man immer wieder den Eindruck, daß an unseren Vertheidigungsmitteln das Meiste nicht in gehöriger Ordnung ist. Vor dem deutschen Kriege belief sich unser Budget für die Landarmee auf durchschnittlich elf Millionen, seitdem wurde dasselbe auf 15 Millionen gebracht, weil die vorige Regierung mit dem Geständniß hervortrat, daß die Vertheidigung des Landes seit Jahren total vernachlässigt sei. Gegen das Versprechen, Alles in den gehörigen Zustand zu bringen, bewilligten die Kammern größere Summen und jetzt, wo die Regierung die bewilligten Gelder schon seit einigen Jahren erhoben und verausgabt hat, steht die Sache grade so wie im Jahre 1866. Der Hauptmann de Roo van Alderwerelt z. B. verlangte eine vollständige und natürlich neue Opfer heischende Reorganisation des bisherigen Systems. Andere stellen ähnliche Forderungen und es bleibt Jahr aus und Jahr ein beim Experimentiren; man wirft große Summen weg und muß doch gestehen, daß wir einem wirklichen Feinde gegenüber ohnmächtig bleiben müssen. Sollen noch höhere Summen für Militärzwecke aufgebracht werden, so geht der Staat seinem Ruin mit Sicherheit entgegen, denn ein irgend ausreichendes Defensivsystem kann das heutige Holland nicht bezahlen. Beschränken wir uns auf das „Allernothwendigste“, so geht schon das über die Kräfte und es wird nichts geleistet.

Es ist deshalb unverantwortlich von unserer Kammer, daß sie diesem Zustande nicht ein Ende macht. Was hilft es, dem Volke Mangel an Nationalitätsgefühl vorzuwerfen? Man muß sich nach der Decke strecken und

nicht mit leichtsinniger Großthuererei sagen, wir Holländer könnten gemächlich noch höhere Steuern zahlen, als die gegenwärtigen.

Des Pudels Kern ist und bleibt die leidige Preußenfurcht. Liest man die Betrachtungen, die durch verschiedene Kammermitglieder über die preußischen Annexionsgelüste auch in dieser Session angestellt wurden, so kann man sich eines mitleidigen Lächelns nicht erwehren. Ein Herr Haffmans machte den deutschen Gelehrten das Compliment, daß jedenfalls hundert Professoren in Deutschland zu finden seien, die sofort beweisen würden, daß die Holländer „eigentlich und uneigentlich“ zu den Deutschen gehörten. Den Meisten unserer Volksvertreter fehlen eben alle gesunden Begriffe über deutsche Zustände; sie stehen auf einem zu beschränkten Standpunkte, um die höheren Interessen einer Nation auch nur ahnen zu können. Eine gewisse Besserung der Begriffe ist übrigens doch während der letzten Session in dieser Beziehung zu bemerken gewesen. Der Abgeordnete van Houten hat die Furcht vor Preußen öffentlich als grundlos bezeichnet, wozu bisher noch Niemand den Muth oder die Einsicht besaß.

Wie in der Militärfrage sehr viel geredet und sehr wenig gethan wurde, so ist es auch mit anderen Dingen gegangen. Es herrscht hier eine Erschlaffung, ein Indifferentismus des öffentlichen Geistes, der sich vergeblich hinter patriotischen Redensarten zu verbergen sucht. Man setzt seinen Stolz darein, das freieste Volk zu heißen — und glaubt diesen Freiheitsfinn zu beethätigen, indem man Alles gehen läßt, so wie es eben geht. Ein Volk, das von oben herab nicht in Zucht gehalten sein will, muß sich selbst Zucht auferlegen, muß aus freiem Antrieb thun, wozu Andere gezwungen werden müssen. Fahrlässigkeit und Schläfrigkeit nehmen in Holland aber fortwährend zu. Jeder will mitberathen und beschließen, aber handeln und dem Gemeinwohl Opfer bringen, wollen die Wenigsten. Fast alle größere Unternehmungen wurden und werden hier zu Lande durch Ausländer und Fremde ausgeführt. Unsere Eisenbahnen, Canäle, Dampferlinien sind gegenwärtig nur noch ausnahmsweise holländische Privatunternehmungen.

Im Spätsommer d. J. gab ein Capitän Jansen den Anstoß zu einer allgemeinen Agitation für directe Dampfschiffahrtsverbindung mit Amerika; das Resultat war, daß man sich in die kleinlichsten Streitigkeiten über locale Interessen u. s. w. verwickelte und daß die solide Gesellschaft das nöthige Capital von 5 Millionen Gulden für ihr Unternehmen nicht zusammenbringen konnte; und das geschieht in dem reichen Holland, das sich so gern rühmt, seine Capitalien allen Staaten der Welt zu leihen! Aehnliche Beispiele sind in Menge aufzuzählen. Die alte Thatkraft ist verschwunden, das Volk, das früher an der Spitze der civilisirten Völker stand, ist jetzt hinter seiner Zeit zurückgeblieben und auf seinen Lorbeeren eingeschlafen. Die holländischen

Lehranstalten waren früher berühmt, — jetzt fängt man an, unsere Schulen nach ausländischem Muster einzurichten. Die Volksschule ist durch das Gesetz des Jahres 1857 verbessert und könnte ruhig einen Vergleich mit den preussischen Schulen aushalten, müßte sie nicht fortwährend mit der Schulversaumnis kämpfen. Im Monat November hat man einen Verein zur Steuerung dieses Uebels errichtet, aber das einzige gründliche Mittel zur Heilung — die obligatorische Schulpflicht — will man nicht anwenden. Man will den Eltern die „Freiheit“ nicht rauben, ihre Kinder zu vernachlässigen. Um dieser „Freiheit“ willen steht kein Volk des westlichen Europas auf so niedriger Stufe der Civilisation, als die niedere Bevölkerung Hollands. Daß mindestens 25 Procent der Herangewachsenen nicht lesen und schreiben können, ist nicht einmal das Schlimmste. Blickt man in die ärmeren Stadtviertel und beobachtet man die dort hausende Menschenclasse, so begegnet man überall einer Verkommenheit, einem Schmutz, einer Unzucht und Rohheit, die ihres Gleichen suchen. Unsere berühmtesten Kirmessen, die einzigen Volksfeste die wir kennen, sind von Alters her Schauspiele der Entfittlichung und des wüthendsten Treibens. Dieses Volk hat einen tiefgewurzelten Haß gegen die Besitzenden und Höhergestellten und findet Genuß darin, sich gegen jede öffentliche Ordnung aufzulehnen. Entschließt man sich nicht, mit der allgemeinen Schulpflicht Ernst zu machen, so ist ein noch tieferes Sinken, eine wirkliche sociale Gefahr unvermeidlich.

Aber auch um unsere besseren Classen wird es erst besser werden, wenn wir die Früchte der neuerdings errichteten höheren Bürgerschulen ernten können. Bisher gehörte zur Bildung nur, daß man französisch und vielleicht auch englisch und deutsch sprechen konnte. Alle anderen Fächer waren unseren jungen Leuten so ziemlich böhmische Dörfer. Daß unsere Herren Abgeordneten wesentlich aus diesem Grunde einen höchst unklaren Begriff über auswärtige Zustände haben, ist darum nicht zu verwundern, wenn auch traurig genug. Ebenso traurig aber ist es, daß im ganzen Reiche der Niederlande nur eine höhere Töchterschule besteht, in der den Mädchen wirklich etwas Ordentliches gelehrt wird. Diese Anstalt besteht hier in Haarlem. Es gibt außerdem eine große Menge sogenannter Kostschulen, aber diese reichen höchstens für einen Bildungsgrad hin, wie er im vorigen Jahrhundert genügte. In Amsterdam sollte eine Schule nach hiesigem Muster errichtet werden, aber nach längerer Berathschlagung hat man den Plan aufgegeben. Wenn es so in der großen und reichen Hauptstadt zugeht, wie soll es da auf dem flachen Lande aussehen? Um die exceptionell günstigen Haarlemer Zustände des Unterrichtswesens hat sich unser früherer Bürgermeister und jetziger Minister Fock große Verdienste erworben.

Mit der Frage der Volksbildung steht die Frage über das Wahlrecht in

enger Beziehung. Dieses Recht besitzen gegenwärtig alle diejenigen, welche einen gewissen Betrag an Staatssteuern bezahlen, einen Betrag, der je nach dem Wohnort von zwanzig bis zu hundert und sechzig Gulden aufsteigt. Auf diese Weise kommt auf eine Bevölkerung von stark drei und einer halben Million ein Minimum von ungefähr hunderttausend Wählern. Daß dieses Wahlgesez seine großen Mängel hat, ist unzweifelhaft und man ist in letzter Zeit allgemein von der Nothwendigkeit einer Veränderung desselben überzeugt. Allgemeine Wahlen verabscheut man; der Holländer ist wohl liberal, aber die Demokratie erfüllt ihn mit Schrecken. Als Händler legt er einen übertriebenen Werth auf den Besiz irdischer Güter und ist er geneigt, den Werth des Menschen nach seinem Hab und Gut zu schätzen. Er will dem Aermern wohl gleiche persönliche Freiheit gönnen, aber gleiche politische Berechtigung — dazu kann er sich nicht entschließen, weil er im Herzen Aristokrat ist. Vielleicht fühlt er auch, daß das allgemeine Wahlrecht in den Händen eines so verkommenen Volkes ein gar zu gefährliches Spielzeug wäre. Einstweilen ist diese Abneigung gegen das allgemeine Stimmrecht ein Glück und die in Aussicht stehenden Veränderungen des Wahlgesezes werden sich wohl nur auf eine mäßige Herabsetzung des Censur beschränken.

Es erscheint erklärlich, wenn man die Holländer häufig eine erloschene Nation nennt; aber das Feuer ist noch nicht ganz erloschen, es wird zuweilen wieder angefaßt und hin und wieder zeugen einzelne Erscheinungen, daß eine, wenn auch schwache Wendung zum Besseren eingetreten ist. Mindestens die Einsicht in die Mängel des gegenwärtigen Zustandes ist im Zunehmen begriffen. Man sieht ein, daß unser Dasein etwas Greisenhaftes hat und daß die Erinnerung an frühere ruhmvolle Tage zu unserer jetzigen Schwäche und Furcht vor jugendkräftigen Nachbarn in traurigem Gegensatz steht, daß ein *sint ut sunt* unmöglich geworden ist und wir nur zwischen Emannung und langsamem aber sicherem Untergang zu wählen haben.

Reisebilder aus Galizien.

2. Krakau.

Ueber den Thürmen Krakaus war ein trüber nebliger Novembertag aufgegangen, der mich die Kirchen und Palläste an denen ich vorüberwanderte nur undeutlich und wie durch einen Vorhang sehen ließ. Es gibt Landschaften und Orte, zu denen nothwendig ein strahlender Morgen gehört und

Grenzboten I. 1870. 14